



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

### **Die Jesuiten**

vollständige Geschichte ihrer offenen und geheimen Wirksamkeit von der  
Stiftung des Ordens bis jetzt

**Griesinger, Carl Theodor**

**Stuttgart, 1866**

6. Kap. Die Königsmörder in Frankreich

**urn:nbn:de:hbz:466:1-11964**

sondere dem regierenden Könige, suchte man den Gedanken der  
Königsmorde, die Guisardes Partei sei, die Partei der Guisardes  
Lilien, das ist die Partei derer, welchen die Fortpflanzung und  
Erhaltung des römischen Katholicismus am Herzen liegt, und es  
müsse daher jeder Protest, welcher es nicht legitimirende mit der  
Zugewandten habe, insbesondere gewisse bestimmten Personen  
und Personen über Frankreich (S. 174—88), ein  
schlechter Mensch und dergleichen, wie die ganze Welt der Fortpflanzung  
sehen wollte — so nennt ein gleichzeitiger Schriftsteller die Königin  
Katharina von Mediceis, nachher aber ein sehr guter Katholik  
und namentlich ein sehr guter Katholik.

### Sechstes Kapitel.

## Die Königsmörder in Frankreich.

In keinem Lande der Welt haben die Söhne Loyola's ihre  
Theorie vom Königsmorde so viel und so gewaltig zur Anwendung  
gebracht, als in Frankreich; in keinem andern Lande aber stand  
ihr Interesse so oft und so stark auf dem Spiele, als eben in  
Gallien.

Der Leser weiß aus dem Vorhergegangenen, daß die Jesuiten  
gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts den Plan faßten, die  
ganze europäische Christenheit in eine Universalmonarchie unter dem  
Scepter des total von ihnen abhängigen Hauses Habsburg, das  
damals bereits über einen großen Theil der Welt, nemlich über  
Spanien, Portugal, Unteritalien, die Niederlande, Deutschland und  
Ungarn gebot, zu vereinigen. Besagten Plan zu verwirklichen,  
stifteten sie in Frankreich „die Parthei der Guisen“, und man hätte  
diese Parthei daher eben so gut „die spanische“ benennen können,  
indem sie sich hauptsächlich durch das Geld und die Truppen, welche  
Philipp II., der zum Universalmonarchen ausersehene Regent,  
spendete, aufrecht erhielt. Vor dem großen Publikum übrigens  
schwiegen die Söhne Loyola's von ihrem Vorhaben, die Krone Frank-  
reichs in die Hände Philipps II. zu spielen, wohlweislich ganz stille  
und nur die innigsten Anhänger dieser Societät wurden in dieses  
Geheimniß eingeweiht. Der großen Masse dagegen, sowie insbe-

sondere dem regierenden Königshause, suchte man den Glauben beizubringen, die Guisische Parthei sei „die Parthei der Gutfatholischen“, das ist die Parthei derer, welchen die Vertheidigung und Ausbreitung des römischen Katholicismus am Herzen liege, und es müsse daher jeder Franzose, welcher es nicht kezerischerweise mit den Hugenotten halte, nothwendigerweise derselben beitreten. Damals nun herrschte über Frankreich Heinrich III. (1574—89), ein schlechter Mensch und Regent, wie die ganze Brut der florentinischen Wölfin — so nennt ein gleichzeitiger Schriftsteller die Königin Katharina von Medicis —, dagegen aber ein sehr guter Katholik und namentlich ein bigotter Anhänger der römischen Priesterschaft. Ihn überredeten daher die Jesuiten mit Leichtigkeit, daß er dem Guisischen Bunde beitrat, und er beschwor diese Verbindung später am 19. Juli 1588 zu Blois sogar auf die Hostie. Allein gleich darauf vertraute ihm ein Ueberläufer das Geheimniß der Guisischen Ligue an, und da er sich bei genauerer Untersuchung hinlänglich davon überzeugte, daß es sich in der That und Wahrheit um eine Thronrevolution zu Gunsten des Habsburgers Philipp II. handle, so beschloß er diesem Plan durch einen Gewaltact zuvorzukommen. Er ließ also am 23. Dezember 1588 den Herzog von Guise nebst dessen Bruder, den Cardinal von Lothringen, ermorden und bemächtigte sich des Cardinals von Bourbon, des Erzbischofs von Lyon, des Prinzen von Joinville und des Herzogs von Nevers. Gewiß ein harter Schlag für die Ligue, aber sie verlor deswegen doch den Muth nicht und erkor sich sofort den Herzog von Mayenne, den Bruder der beiden ermordeten Guisen, zum Haupte. Ja die Stadt Paris rief ihn sogar zum Generalstatthalter des Reichs aus und die Sorbonne sprach das Volk von Frankreich von allem Gehorsam gegen den König los! In dieser großen Noth blieb letzterem nichts übrig, als sich in die Arme seines Schwagers, des großen Führers der protestantisch-hugenottischen Parthei, Heinrichs von Navarra, zu werfen und am 30. April 1589 schlossen beide Fürsten ein Bündniß auf Leben und Tod. Drauf vermehrten sie ihre vereinigten Armeen bis auf 40,000 Mann und zogen sofort gegen Paris heran, das vom Herzog von Mayenne vertheidigt wurde. Die Belagerung begann und rückte rasch vorwärts, trotzdem der Pabst den Parisern durch eine Bannbulle, welche er jetzt gegen

Heinrich III. sowohl als gegen Heinrich von Navarra schleuderte, zu Hülfe zu kommen suchte. Bereits traf man Anstalten zum Sturme und am glücklichen Erfolge war nicht im geringsten zu zweifeln, weil die Belagerten anfangen, an Allem noth zu leiden; da versuchte es ein junger fanatisirter Dominikanermönch, mit Namen Jacques Clement, durch eine Blutthat den Ereignissen eine andere Wendung zu geben, und es gelang ihm dieß auch durch seine fast außerordentliche Frechheit. Er ging nehmlich in Paris, wo er sein Domicil hatte, zu dem Grafen von Brienne, von dem er wußte, daß er ein geheimer Anhänger Heinrichs III. sei, und bat diesen um einen Paß nebst einem Empfehlungsschreiben an den König, da er dem letzteren außerordentlich wichtige Angelegenheiten, die Ligue betreffend, zu eröffnen habe. Der Graf willfahrte der Bitte des Mönchs, ohne das geringste Mißtrauen zu fassen, und mit dem erbetenen Paß und Schreiben versehen eilte Clement am 31. Juli 1589 in das königliche Lager von St. Cloud, zwei Meilen westlich von Paris. Den andern Morgen früh um sieben Uhr führte ihn der Generalprocurator Jaques de la Guesle in Person zum Könige, der bereits aufgestanden war, und Clement überreichte sofort das Schreiben des Grafen von Brienne. „Ihr habt mir äußerst Wichtiges mitzutheilen, schreibt mir hier der Graf,“ sagte nun Heinrich III.; „wohlan, ich bin bereit zu hören.“ Der Mönch kreuzte die Arme und warf einen Blick auf den Generalprocurator sowie auf die beiden ebenfalls anwesenden Adjutanten des Königs, den Oberst Montpesat von Cognac und den Jean von Levis, Baron de Mirepoix. Daraufhin gab Heinrich III. diesen Dreien ein Zeichen, sich auf Gehörweite zurückzuziehen, und sowie dieß geschehen war, trat Clement hart auf den Monarchen zu. Statt aber zu sprechen, zog er ein scharfes Messer aus seinen weiten Ärmeln hervor und grub dieses dem Könige tief in den Unterleib. Heinrich schrie laut auf und riß zugleich das Messer aus der Wunde, um es seinem Mörder ins Gesicht zu stoßen. Dann aber fiel er zurück und verlor sofort das Bewußtsein. „Der König ist todt,“ schrien nun die zwei Offiziere nebst dem Generalprocurator und warfen sich alle zumal auf den elenden Mönch, den sie wohl zwanzigmal mit ihren Säbeln durchbohrten. Auch hörten sie nicht eher auf nach ihm zu stechen, als bis er vollständig todt

zu ihren Füßen lag, und jetzt erst dachten sie daran Aerzte herbeizuholen, ob nicht vielleicht der König doch noch zu retten wäre. Er war aber nicht zu retten, sondern starb schon vierundzwanzig Stunden darauf am 2. August in der Frühe.

Das war der erste Königsmord, der in Frankreich begangen wurde, und natürlich forschte man nun mit allem Eifer nach, wer wohl den fanatischen Mönch zu der gräßlichen That gedungen haben werde. Man bekam aber, weil man sich so gar sehr beeilt hatte, den Mörder gleich nach begangener That aus der Welt zu schaffen, statt ihn vorher ordentlich zu verhören und auszuforschen, nur ungenügende Anhaltspunkte und es läßt sich also selbst jetzt noch nicht mit historischer Bestimmtheit sagen, wessen Werkzeug Jaques Clement gewesen sei. Doch deuten alle Anzeichen darauf hin, daß die Söhne Loyola's wenigstens die Hände mit im Spiele hatten, indem sie eben damals laut von den Kanzeln ihrer Kirchen herab verkündigten, daß derjenige ein äußerst verdienstliches Werk begehen würde, der den gegenwärtigen „Nero-Sardanapal“, das ist den König Heinrich III., ins andere Leben befördere. Auch stellten sie alsbald nach vollbrachtem Morde in Toulouse und andern Orten öffentliche Gebete, Processionen und sonstige Freudenbezeugungen an und fetixten allenthalben den Clement als einen heiligen Märtyrer für die gute Sache. Ja eines ihrer hervorragendsten Mitglieder, der von ihnen so hochgepriesene Mariana, nennt den elenden Mörder gar „die ewige Ehre Frankreichs“ (aeternum Galliae decus) und von dem Verbrechen selbst sagt er (De Rege lib. I. Cap. VI): „es sei eine herrliche ausgezeichnete That gewesen, aus welcher sich die übrigen Herrscher eine Lehre ziehen könnten.“ Ganz ähnlich drückten sich andere jesuitische Schriftsteller aus und die mindeste Lobeserhebung war noch die, daß sie ihn, den feigen Meuchelmörder, mit der Judith, dem Eleazar oder dem Maccabäus verglichen. Kurz so viel ist sicher: einmal, daß, wenn es auch die Hand eines Dominikaners war, welche den letzten der Valois tödtete, dieser Dominikaner seinen Entschluß zum Morde aus der Lehre der Jesuiten vom Königsmord schöpfte, und zum zweiten, daß die Söhne Loyola's durch die tollen Lobeserhebungen, welche sie dem Mörder in ihren Schriften wie in ihren Predigten zollten, sich unbedingt zu Mitschuldigen an der begangenen That machten. Es wurde aber keiner

von ihnen vor Gericht gestellt, sondern der Einzige, der als Beteiligter die Todesstrafe erlitt, war der Dominikaner-Pater Edmund Bourgoïn, Prior des Klosters, in welchem Jaques Clement als Mönch lebte. Ihn verurtheilte anno 1590 das Parlament von Tours, von vier Pferden zerrissen zu werden, einzig und allein deswegen, weil er geständig war, von dem Vorhaben Clements gewußt und doch keine Anzeige gemacht zu haben.

Nach Heinrich III. bestieg, obwohl erst nach heftigen Kämpfen mit der Ligue, Heinrich von Navarra unter dem Titel Heinrich IV. den französischen Königsthron und schwur sofort, um den Vorurtheilen des katholischen Theils seiner Unterthanen — der bei weitem größeren Hälfte von Frankreichs Einwohnerschaft — entgegenzukommen, am 25. Juli des Jahres 1593 feierlichst seinen protestantischen Glauben ab. Die Katholiken Frankreichs hatten also jetzt keinen Grund mehr, diesen Fürsten, dessen Recht zur Nachfolge auf den Königsthron über allen Zweifel erhaben war, zu bekämpfen, und zwar um so weniger, als ihn Papst Clemens VIII. gleich nachher vom Banne, den schon Sixt V. auf ihn geschleudert hatte, lossprach. Auch ward nun Heinrich IV. in der That von fast allen seinen bisherigen Feinden als König anerkannt und ganz Frankreich athmete tief auf, als die Bürgerkriege, durch welche es bisher so furchtbar verheert worden war, endlich anfangen ein Ende zu nehmen. Eine Parthei jedoch, eine einzige, nemlich die der Jesuiten, welche durch die Thronbesteigung des Bearners ihre Idee von der Habsburgischen Universalmonarchie vernichtet sah, ließ sich nie zu einer Verständigung herbei, sondern versuchte es von nun an, weil sie keine Aussicht mehr zur Erneuerung des offenen Kampfes hatte, ihren Zweck durch geheime Cabalen und Verschwörungen, durch geheime Ränke und Missethaten zu erreichen. Heinrich IV. sollte fort aus der Welt, koste es auch was es wolle, denn unter einem so feinen Staatsmann und gewaltigen Krieger, wie er einer war, mußte sich Frankreich nothwendiger Weise viel zu hoch erheben, als daß es später von den Habsburgern mit Leichtigkeit bezwungen werden konnte. Er sollte also fort und zwar geschah dieß am besten, schnellsten und sichersten durch Mord. Aber freilich — ein eigentlicher Jesuite, das ist ein wirklicher Angehöriger des Ordens Jesu, durfte die That nicht begehen, weil daraus mög-

licherweise für die Existenz der ganzen Gesellschaft Gefahr erwachsen wäre, und somit blieb nichts übrig als unter der übrigen Menschheit nach einem passenden Werkzeug zu fahnden. Auch fanden sich solche Werkzeuge und zwar nach und nach ihrer Dreie, nemlich Peter Barrière, Jean oder Johann Chatel und Franz Ravaiillac, aber erst dem letzteren sollte es gelingen, den König zum Tode zu treffen.

Im Sommer des Jahrs 1593 sprach in Lyon den Dominikaner Pater Seraphin Barchi, einen Agenten des Herzogs von Florenz, ein Mann von etwa dreißig Jahren, welcher in Kleidung und Benehmen den früheren Soldaten verrieth, auf der Straße an und verlangte von ihm, daß er ihn augenblicklich Beicht hören möchte. Der Dominikaner, durch den scheuen aber zugleich fanatischen Blick des Mannes sonderbar ergriffen, nahm denselben mit in seine Privatwohnung und forderte ihn sofort auf, alles zu sagen, was er auf dem Herzen trage. Der Mann that, wie ihm geheißen wurde; aber seine Beichte mußte etwas Furchtbares enthalten, denn wie er damit zu Ende war, sah der Pater Seraphin so schreckhaft blaß aus, als hätte soeben der Blitz vor ihm eingeschlagen. Noch auffallender erschien, daß der Pater jetzt dem neu gewonnenen Beichtkinde keineswegs, wie sonst gebräuchlich, die Absolution erteilte, sondern ihm diese vielmehr unbedingt verweigerte, indem er ihn zugleich mit heftigen Worten anließ. Inmitten dessen trat ein Herr von Brancaléone, ein Edelmann in den Diensten der Königin Louise, der Wittwe Heinrichs III., in die Wohnstube des Dominikaners und darauf hin stürzte der Mann im Soldatenkoller eiligst zum Zimmer hinaus. Doch hatte Herr von Brancaléone Zeit genug, denselben genauer ins Auge zu fassen und dieß that er mit einem um so geschärfteren Blicke, als er gleich im ersten Augenblicke merkte, wie hier etwas ganz Ungewöhnliches vorgegangen sein müsse. Auch blieb er nicht lange im Unklaren darüber, worin dieses Ungewöhnliche bestehe, denn der Dominikaner, der vor Schreck und Aufregung zitterte, theilte ihm alsbald alles mit, was ihm der Mensch im Soldatenkittel unter dem Siegel der Verschwiegenheit als Beichtgeheimniß anvertraut hatte. Er theilte es ihm mit, weil es sich hier um Leben und Tod handelte und weil das Glück von ganz Frankreich auf dem Spiele stand, wenn er nur

einen Moment zögerte, mit der Sprache herauszurücken. Der Mann nemlich, der soeben aus dem Zimmer gestürzt war, ein früherer Soldat in der Armee des Herzogs von Guise, hieß Peter Barrière und hatte nichts Geringeres im Sinne, als den König Heinrich IV. zu ermorden. Diesen Gedanken wollte er schon vor längerer Zeit gefaßt haben und zwar hauptsächlich auf die Zusprache eines Jesuitenpaters hin; allein als er dann später einigen andern Geistlichen, darunter auch dem Großvicar des Erzbischofs von Lyon, sein Vorhaben gebeichtet, wäre er von diesen auf's eindringlichste davon abgemahnt worden. Dasselbe that, wie wir soeben gesehen, auch der Dominikaner Seraphim Barchi, ohne jedoch seinen Zweck zu erreichen, denn Peter Barrière oder La Barre stürzte zum Zimmer hinaus mit dem Rufe, er werde sofort nach Paris gehen, um sich daselbst in der Jakobsstraße bei den Söhnen Loyolas einen bessern Rath ertheilen zu lassen. Es war also keine Minute Zeit zu verlieren, wenn König Heinrich gerettet werden sollte, und Brancaloneo warf sich daher nach kurzer Rücksprache mit dem Pater Seraphim auf's Roß, um nach Nevers zum Herzog gleichen Namens zu jagen, damit dieser ihn mit einem gültigen Paß versehe. Der Herzog that dieß auch sogleich und Brancaloneo jagte sofort weiter, den König aufzusuchen; allein er stieß unterwegs auf so viele Hindernisse, daß mehrere Wochen vergingen, ehe er die Stadt erreichte, wo Heinrich IV. damals vorübergehend residirte. Unterdessen war Barrière richtig in Paris eingetroffen, und wurde da von dem Pfarrer von „St. André des Arts“ mit Namen Christoph Aubry, sogleich zum Rector des Jesuitencollegiums, dem Pater Claudius de Parade gebracht. Dieser aber faßte die Sache ganz anders auf, als Seraphim Barchi in Lyon gethan hatte, denn er erklärte dem Barrière sofort, die Katholischwerdung des Königs sei nichts als ein politisches Komödienspiel ohne irgend welche innere Bedeutung, und es könne nur der Tod Heinrichs, dieses abscheulichen Ketzers, der katholischen Religion wirkliche Sicherheit gewähren. Ganz dasselbe Urtheil fällt auch der Pater Commolet\*), welcher den Barrière

\*) Es scheint dieser Commolet war, nachdem ihm Barrière gebeichtet, seiner Sache ziemlich gewiß, denn er predigte gleich darauf in der Kirche St. Bartho-

gleich darauf auf seines Rectors Befehl Beichte hörte, und so gelang es diesem Glenden, nachdem er vollends für sein Mordvorhaben vollständige Absolution erhalten, auch die letzten Gewissenskrupel zu entfernen. Er war also jetzt fest entschlossen, der Aufforderung der Jesuiten gemäß, den König Heinrich aus der Welt zu schaffen, und kaufte sich zu diesem Behufe, sobald er das Haus in der Jakobsstraße verlassen, ein starkes Messer, das er alsbald zweischneidig zuschliff. Drauf erkundigte er sich nach dem Aufenthalt des Königs und da er erfuhr, daß dieser gerade in St. Denys sei, so eilte er sofort dahin. Weil aber die Gelegenheit hier nicht günstig war, so folgte er seinem hohen Will von da nach Grouay, dann nach Crécy, drauf nach Champ-sur-Marne, weiter nach Brie-Comte-Robert und endlich nach der Stadt Melun, indem er stets vergeblich darnach spähte, von seinem Messer Gebrauch machen zu können. In Melun endlich sollte seiner Jagd ein Ende gemacht werden, denn am 26. August kam Brancalone daselbst an und auf seine Anzeige hin wurde Barrière noch am selbigen Tage durch den Großprofoßen des königlichen Hauses verhaftet. Nach kurzem Längnen gestand der Glende alles ein und zwar ohne daß man nöthig gehabt hätte, ihn auf die Folter zu bringen. Somit ward er, wie billig, zu harter Todesstrafe verurtheilt und erlitt diese auch bereits am 31. August 1593. Seine Mitschuldigen dagegen, die Patres Barade und Commolet nebst dem Pfarrer Aubry, entgingen jeder Ahndung, indem die Stadt Paris sich damals noch nicht an König Heinrich ergeben hatte, und man ihrer also auch nicht habhaft werden konnte; später aber, als auch Paris sich bereit erklärte, seinem rechtmäßigen Herrn zu huldigen, fanden sie es für gut, sich zuvor schon unter dem Gefolge des Cardinallegaten Plaisance heimlich aus der Stadt zu entfernen und in der päpstlichen Stadt Avignon Schutz und Sicherheit zu suchen.

Iemi zu Paris über den Mord, welchen Aod an dem Könige von Moab beging, und schrie laut: „Wir bedürfen ebenfalls eines Aod's. Mag dieser ein Mönch, ein Soldat oder ein Hirte sein, gleichviel, wir bedürfen eines Aod's. „Aber tröstet euch,“ setzte er dann am Schlusse seiner Rede hinzu, „in wenigen Tagen werdet ihr ein göttliches Wunder erleben und der Himmel gebe, daß dieses Wunder glücklich vollbracht werde.“ — Offenbar bezogen sich diese seine Worte auf den von Barrière zu begehenden Mordmord.

Der Mordversuch des Pater Barrière hatte keine nachtheilige Folgen für König Heinrich IV., wohl aber für die Söhne Loyola's, denn in ganz Frankreich beschuldigte man sie ungescheut der geistigen Urheberschaft dieses Attentats. Ueberdem beschäftigte man sich an maßgebender Stelle auch mit dem Grund ihres Hasses gegen Heinrich und fand sofort aus, daß es sich bei ihnen um nichts Geringeres handle, als die Krone Frankreichs einem auswärtigen Fürsten, dem Habsburger Philipp II. von Spanien, auf's Haupt zu setzen. Es wurde daher für angemessen erachtet, sich anno 1594 von Regierungswegen in einer offenen Ansprache an das französische Volk gegen die spanischen Machinationen zu erklären, und zugleich mit Bezug hierauf einen neuen Eid der Treue von den Unterthanen zu verlangen. Jedweder Franzose, er habe nun dem geistlichen oder dem Laienstande angehört, leistete diesen Eid; nur allein die Jesuiten weigerten sich, es zu thun, und schlossen, wenn das Volk darüber so wüthend wurde, daß es, wie z. B. in Lyon, ihr Collegium erstürmte, lieber ihre Schulen und Kirchen, als daß sie sich zur Nachgiebigkeit bequemt hätten. In Folge dessen kam es in vielen Kreisen ernstlich zur Sprache, ob es nicht am Platze wäre, den Orden Jesu in Frankreich gänzlich zu verbieten, und namentlich beschäftigte sich auch die Universität von Paris, in deren Rechte die Jesuiten so vielfach und so gewaltthätig eingriffen, mit dieser Frage. Ja, sie brachte sogar, wie ich schon in einem früheren Buche gezeigt habe, ihren alten Streit mit der Societät Jesu abermals vor das Parlament und König Heinrich drang mit allem Ernste darauf, daß dieser Gerichtshof endlich einmal sein Urtheil fälle. Es stand also viel auf dem Spiele, ungemein viel, so zu sagen die ganze Existenz auf französischem Boden, und diese Existenz konnte überhaupt nie als eine gesicherte erscheinen, so lange ein König auf dem Throne saß, welcher nur aus Gründen der Politik katholisch geworden war — so lange Heinrich IV. lebte, welcher den Protestanten dieselben Rechte einräumte, wie den Rechtgläubigen, und sich fortwährend von seinem keiserlichen Minister Sully beherrschen oder doch beeinflussen ließ! „Fort also mit ihm,“ hieß es abermals bei den Jesuiten, „fort mit ihm unter allen Umständen, und zwar so schnell als möglich, weil jeder längere Verzug Gefahr bringt!“ Bei den Worten blieben übrigens die Söhne Loyola's natürlich nicht stehen, sondern sie

ließen alsobald die That folgen und ihr Werkzeug war diesmal Jean Chatel, ein Jüngling von neunzehn Jahren, den sie eigens zum Königsmord erzogen hatten. Hierbei ging es nun folgendermaßen zu: Am 27. Dezember 1594 kehrte Heinrich IV. aus der Picardie, wo er soeben neue Siege über seine Feinde erfochten, nach Paris zurück und verfügte sich sofort, gefolgt von einer jubelnden Menge Volks, in das Hôtel Boucage, in welchem Gabriele d'Estree, Herzogin von Beaufort, seine schöne Geliebte, wohnte. Hier empfing er die Huldigung verschiedener Pariser Herrn, welche sich beeilten, ihren Monarchen zu begrüßen, und da der Monarch sehr fröhlicher und offener Natur war, so wurde Niemand abgehalten, sich ihm zu nähern. Unter anderen stellten sich ihm auch die Herren von Ragny und Montigny vor und letzterer kniete nieder, um dem Könige die Hand zu küssen, während umgekehrt der Monarch sich bückte, um ihn aufzuheben und zu umarmen. In diesem Momente nun drängte sich aus der an der Thüre stehenden Menge ein hagerer, blasser, junger Mensch hervor, stürzte sich auf Heinrich IV. und führte mit einem Messer, das er schwang, einen heftigen Stoß gegen ihn. Der Mörder hatte es auf das Herz des Königs gemünzt, aber weil sich dieser eben bückte, ging der Stoß fehl und traf nur die Lippe. Diese wurde durchbohrt und sogar noch ein Zahn zerbrochen, sonst aber erlitt der Regent keinen weiteren Schaden, und er kam auch nicht einen Augenblick lang außer Fassung. Natürlich warfen sich die Anwesenden sogleich auf den Attentäter und beinahe wäre derselbe in der ersten Wuth zerrissen worden. Doch der König befahl, ihn dem Großprofosen zu übergeben, und diesem Befehle mußte man Folge leisten. Sofort begann nun, während der Monarch in die Kirche von Notre-Dame eilte, um Gott für seine Rettung zu danken, die Untersuchung über das mißlungene Verbrechen, und gleich im ersten Verhör, das allerdings bis spät in die Nacht hinein fortgesetzt wurde, erfuhr man die volle Wahrheit. Der junge Mensch hieß, wie oben schon gesagt, Jean Chatel, und war der Sohn eines ebenso vermöglichen, als geachteten bürgerlichen Ehepaars, des Tuchmachers Pierre Chatel und der Dame Denise, geborne Hazard. Um ihm eine gute Erziehung zu geben, schickte ihn sein Vater zu den Jesuiten, ins sogenannte College Clermont, und hier studirte derselbe bis in sein

achtzehntes Jahr. Gute Sitten aber erlernte er daselbst nicht, denn wenn es je einen ausschweifenden und liederlichen jungen Menschen gab, so war es Jean Chatel, der selbst vor der Blutschande mit seiner jüngeren Schwester — er besaß deren zwei, aber keinen Bruder — nicht zurückschreckte. Uebrigens fehlten bei ihm auch die Stunden nicht, in denen er von der bittersten Reue erfaßt, der Verzweiflung völlig anheimfiel, und eben eine solche Stunde war's, in welcher er den Gedanken, den König zu ermorden, zum ersten Male erfaßte. Oft und viel nämlich hatte er in der letzten Zeit von seinem Lehrer der Philosophie, dem Pater Jean Gueret, die Doctrin gehört, daß es ein sehr verdienstliches Werk wäre, den Tyrannen Heinrich IV. aus dem Wege zu schaffen, weil derselbe die Reher begünstige, und da kam ihm denn der Gedanke, ob er nicht dieses verdienstliche Werk begehren solle, um die Höllenstrafen, die seiner warteten, wenigstens um einige Grade zu vermindern. Bald faßte der Gedanke Wurzel in ihm, und da ihn der Rector des Collegiums, der Pater Jean Guignard, den er deßhalb befragte, expreß versicherte, daß man durch eine besonders verdienstliche Handlung die ewige Verdammniß, die man sich durch begangene Verbrechen in Aussicht gestellt habe, nicht bloß mildern, sondern sogar ganz abwenden könne, so senkten sich diese Wurzeln immer tiefer in sein Herz hinein. Am Ende so tief, daß er den festen Entschluß faßte, den König zu morden. Damit aber dieser Entschluß nicht mehr wankend werde, nahmen in der ganz letzten Zeit die frommen Patres vom Orden Jesu auch noch die geistlichen Exercitien mit ihm vor, und brachten ihn durch die furchtbaren Bilder von der Hölle und den Höllenstrafen, die sie vor ihm aufrollten, in eine fast wahnsinnige Ecstase. Kurz, aus dem Bekenntnisse Chatels wurde es nur allzu klar, daß Niemand als die Jesuiten ihm den Gedanken, den König ums Leben zu bringen, eingegeben hätten, und das Volk von Paris wurde daher so wüthend, daß es gegen das College Clermont anstürmte, um es mit allen seinen Insassen in Flammen aufgehen zu lassen. Man mußte daher eine starke bewaffnete Mannschaft aufstellen, um den verhassten Loyoliten dieses Schicksal zu ersparen, und selbst mit dieser Maßregel würde man nichts ausgerichtet haben, wenn man nicht sofort den Pater Gueret, den Lehrer Chatels, in Verhaft genommen und zugleich bekannt ge-

macht hätte, man werde das ganze Collegium genau durchsuchen und mit größter Strenge gegen die Schuldigen verfahren. Die Durchsuchung wurde auch wirklich sogleich vorgenommen und in Folge derselben brachte man den Rector des Collegiums, den Pater *Guignard*, ebenfalls in die Conciergerie, woselbst die sämtlichen übrigen Gefangenen saßen. Man fand nehmlich in einer geheimen Schublade seines Schreibtisches verschiedene von ihm verfaßte Manuscripte, in welchen er den Königsmord ganz ungeschweht vertheidigte und unter Anderm von *Jaques Clement* sagte, derselbe habe eine äußerst heldenmüthige Handlung begangen, als er den König *Heinrich III.* ermordete. Ferner stellte er in diesen Schriften den Satz auf, daß es so lange keinen Frieden und kein Glück für die katholische Kirche gebe, als bis die französische Krone dem bourbonischen Hause entrissen sei, und schließlich versuchte er den Beweis zu liefern, wie es für jeden Katholiken Pflicht sei, den „Fuchs von Bearn“, d. i. den König *Heinrich IV.*, der sich schlimmer gebeurde als ein „Herodes“, auf offene oder heimliche Weise aus der Welt zu schaffen, indem eine regelrechte Bekriegung desselben zu nichts geführt habe. In der That gräßliche Lehren — Lehren, ganz dazu angethan, den Abscheu der Welt gegen die ganze Societät Jesu zu lenken, denn konnte man sich von nun an die Jesuitencollegien als etwas anderes denken, denn als Pflanzschulen für den Meuchelmord und die Meuchelmörder? Nachdem nun übrigens die Beweise sowohl gegen *Chatel* als gegen die besagten Jesuiten so klar zu Tage lagen, schritt das Parlament sofort zum Urtheilsspruch und verdamnte zu allererst den Mörder zu der ihm gebührenden Strafe. Dieß geschah bereits am 29. Dec., also nur zwei Tage nach dem Mordversuche, und die Strafe wurde ebenfalls noch am Abend des genannten Tags beim Schein der Fackeln vollzogen. Und eine recht furchtbare Strafe war's, denn man führte den Delinquenten zuerst auf den Platz vor der Kirche von *Notre-Dame* und allda mußte er im bloßen Hemd und auf den Knien liegend Abbitte leisten für seine beabsichtigte That. Dann führte man ihn im Schinderlarren auf den *Grèveplatz*, wo die Henker bereits parat standen, um ihn mit glühenden Zangen an den Händen und Schenkeln zu zwickeln. Darauf gab man ihm das Messer in die Hand, mit dem er nach dem König gestochen, legte diese Hand auf einen Block, und hieb

sie ihm mit einem Beile ab. Endlich spannte man an seine Arme und Füße vier Krosse, und rieß ihn auf diese Art in vier Stücke; diese Stücke aber nebst der Hand und dem Rumpf warf man auf einen Haufen Holz, das man sofort anzündete, und verbrannte so alles zusammen in Asche. So endete Jean Chatel, der meuchelmörderische Jögling der Jesuiten, und nicht minder streng war das Urtheil, welches vom Parlamente gegen die Jesuiten gefällt wurde. Der Pater Guignard nehmlich mußte, wie Chatel, am 7. Januar 1595 knieend und im bloßen Hemde vor Notre-Dame Buße thun und erlitt dann auf dem Grèveplatz die Todesstrafe. Dem Pater Guerjet schenkte man das Leben, verbannte ihn aber nebst fünf andern seiner Collegen auf ewige Zeiten vom französischen Boden. Die Jesuiten selbst, als großes Ganzes, wurden, weil sie überwiesen waren, als Verführer der Jugend, als Störer der öffentlichen Ruhe, so wie als Feinde des Königs und des Staats gewirkt zu haben, aus ganz Frankreich verbannt und hatten ihre Collegien und Häuser innerhalb dreier Tage von der Verkündigung an, das Land selbst aber innerhalb vierzehn Tagen zu räumen. Schließlich befahl noch das Parlament, das Haus, worin Chatel gewohnt, einzureißen, und so bald dieß geschehen, ließ es an seiner Stelle eine Pyramide errichten, auf welcher die Schandthat des Mörders so wie die Niederträchtigkeit seiner Lehrer, der Jesuiten, mit goldenen Buchstaben eingegraben wurde. Auch die späteste Nachwelt sollte nicht vergessen, was gegen das Ende des Jahrs 1594 in Paris Gräßliches geschehen, und namentlich sollte der Abscheu vor der Societät Jesu ein ewig unverwischbarer bleiben!

So wollte es das Parlament von Paris, in welchem fast lauter weltkluge und aufgeklärte Männer saßen, allein es stand leider nicht allzulange an, so gelang es den Söhnen Loyolas, diesen Willen vollständig zu durchkreuzen. So streng nehmlich auch der Befehl lautete, welcher die Jesuiten aus ganz Frankreich verjagte, und so sehr man in einzelnen Städten, wie Paris, Rennes, Dijon, Rouen u. s. w. von Seiten der Behörden darauf drang, daß dieser Befehl durchgeführt wurde, so gelang es doch gar manchem der Herren Patres ihn zu umgehen, und namentlich blieben nicht wenige von ihnen ganz unbehelligt im Lande, nachdem sie sich vorher in weltliche Kleidung gesteckt. Ueberdem flüchteten sich ihrer

sehr Viele nach den Provinzen Guienne und Languedoc so wie nach Lothringen, wo der letzte der Guisen, der Herzog von Mayenne, sich mit der Unterstützung Spaniens immer noch gegen den König Heinrich hielt, und in den Städten Toulouse, Metz, Verdün u. s. w. wimmelte es daher eine Zeitlang förmlich von Schwarzröcken. Kurz der Befehl ihrer Ausweisung blieb zum großen Theil ein papierner und man merkte es an den Untrieben, die sie zum Behuf ihrer Wiedereinsetzung wagten, gar bald, daß gerade die Einflußreichsten von ihnen geblieben waren. Davon nehmlich ausgehend, daß man, um die Gunst eines Monarchen zu gewinnen, vor allem die nächste Umgebung desselben auf seine Seite bringen müsse, machten sie sich an gewisse Hofgünstlinge, wie die Herren Bellievre, La Barrennes und Andere, welche dem Könige Heinrich IV. das waren, was später Lebel, der Versorger des berühmten Hirschparks, dem Könige Ludwig XV. wurde, und überdem vernachlässigten sie selbst die Schürze einer Kammerzofe nicht, wenn sie mittelst derselben hoffen durften, in das Schlafzimmer einer königlichen Mätresse zu dringen. Am meisten jedoch versprach sich der Orden Jesu von den Bemühungen seines großen Gönners, des damaligen Papstes Clemens VIII., und in der That setzte dieser auch Himmel und Erde in Bewegung, um einen Umschwung zu Gunsten der Societät in Frankreich herbeizuführen. Freilich mehrere Jahre hindurch ganz ohne Erfolg, indem Heinrich IV. weder auf die Vorstellungen des Cardinallegaten Billeroy, der als Gesandter Roms in Paris fungirte, noch auf die vielen eigenhändigen Briefe des Papstes selbst etwas gab. Allein mit dem Jahr 1599 wurde dieß anders. Damals nehmlich war in Heinrich IV. der Entschluß, sich von seiner Gattin Margarethe de Valois zu trennen, zur Reife gediehen und er ging also den Papst an, die Ehescheidung auszusprechen. Diesem Verlangen zu willfahren erklärte sich sofort der letztere gern bereit, aber nur unter der Bedingung, daß das gegen die Jesuiten erlassene Verbannungsedict zurückgenommen werde, und was konnte nun Heinrich IV. machen? Er versprach, zu thun, was der Papst wollte, doch sollte dieser ihm Zeit lassen, damit er seine Franzosen gehörig vorbereiten könne. Kurze Zeit darauf, ebenfalls noch im Jahr 1599, verheirathete sich Heinrich IV. von neuem, nehmlich mit Marie von Medicis, einer Tochter des Großherzogs von

Costana, und da dieselbe seit ihrer ersten Jugend in den Händen der Söhne Loyolas gewesen war, so läßt sich denken, daß sie von dem Tage ihrer Hochzeit an keinen günstigen Augenblick versäumte, um ihren Gemahl dem Orden Jesu günstig zu stimmen. Ueberdem brachte sie den Pater Lorenz Magius mit an den Hof, und dieser, ein in allen Ränken erfahrener Jesuite, zugleich aber auch ein feiner Gesellschafter und witziger Kopf gewann bald einen fast mehr als großen Einfluß auf den König. Solches hatte zur Folge, daß man sich von jetzt an in der Behandlung der Söhne Loyolas, wenn sie incognito in's Land zurückkehrten und da und dort in weltlicher Kleidung als Lehrer auftraten, einer großen Schonung befleißigte; doch zögerte der Monarch noch mehrere Jahre lang, sie gesetzlich zu restituiren und das Verbannungsedict blieb diese ganze Zeit über in factischer Geltung. Da ward im Jahr 1603 Französisch-Lothringen, die letzte Provinz, welche noch den Guisen anhing, bezwungen, und sofort verlegte Heinrich IV. seinen Hof eine Zeitlang nach Metz; kaum aber war er hier eingetroffen, so beehrte der jesuitische Provinzial dieser Provinz, der Pater Ignaz Armand, in Begleitung der Klügsten seiner Untergebenen — ich habe weiter oben schon gesagt, daß es in Metz, so wie überhaupt in Französisch-Lothringen Ueberfluß an Jesuiten hatte — Audienz beim Monarchen und erhielt sie auch durch die Vermittlung Fouquets de la Barennes, des Vertrauten der königlichen Schooßsünden. Knieend bat er sofort den Monarchen, die Zusage zu erfüllen, welche derselbe dem heiligen Vater zu Rom gegeben, und weinend betheuerte er mit einem heiligen Eidschwur, daß es für die Zukunft in ganz Frankreich Niemand dem Orden Jesu an Treue und Ergebenheit zuvor thun solle. Kurz er ließ kein Mittel unversucht, den König Heinrich zur Zurücknahme des Verbannungsedicts zu bewegen und schließlich erlebte er auch wirklich die Freude, mit seinem Anliegen durchzudringen, obwohl freilich nur bedingungsweise. Noch im selbigen Jahre nemlich, das ist zu Anfang des September 1603, erlaubte der König den Söhnen Loyola's, sich in den Städten Toulouse, Agen, Rhodes, Bordeaux, Perigueux, Limones, Tournon, Le-Puy, Aubergaz, Beziers, Lyon, Dijon und La Flèche niederzulassen, dagegen durften sie dieß in den übrigen Theilen Frankreichs nicht thun außer mit besonderer königlicher

Erlaubniß. Eben diese Erlaubniß gehörte dazu, wenn sich die Jesuiten Güter erwerben wollten oder wenn sie sich Schenkungen machen ließen, und überdem mußten sie Alle geborne Franzosen sein. Endlich mußte jeder von ihnen einen heiligen Eid leisten, sich den Landesgesetzen zu unterwerfen und nie und nimmer auf die Ausnahmsprivilegien, welche ihnen von den Päbsten nach und nach ertheilt worden waren, Anspruch zu erheben. Das waren die Bedingungen, unter denen die Söhne Loyola's, trotz des heftigen Widerspruchs des Parlaments von Paris, in Frankreich wieder zugelassen wurden, und hocherfreut schwuren sie alles zu, was man von ihnen verlangte. Sie hätten sogar recht gerne noch viel schwerer zu Haltendes beschworen, wenn man dieß für nothwendig erachtet hätte, denn was lag ihnen an Eidschwüren, die sie nicht zu halten schon zum voraus gesonnen waren?

Zugleich mit der Wiederezulassung der Jesuiten in Frankreich nahm Heinrich IV. einen der ihrigen, den Pater Cotton, zum Beichtvater an. Er that es, weil er sich in ihm glaubte eine Geißel zu verschaffen, die ihm für das ganze Benehmen des Ordens würde Bürgschaft leisten; allein dieser Cotton war ein so schlauer und gewiegter Hofmann, daß er bald das Herz des Königs total beherrschte und hiedurch sowie durch die ebenfalls gewonnenen Höflinge und Maitressen eine Gewalt bekam, welche seinem Orden nur vom größten Nutzen sein konnte. Letzterer erhielt daher bald Erlaubniß, außer in den obgenannten Städten auch in Amiens, Poitiers, Bienne, Rouen, Caen, Rheims, Bearn, zuletzt auch in Paris selbst Collegien zu errichten, und um es kurz zu sagen, innerhalb der nächsten sieben Jahre verdreifachten die Jesuiten die Zahl ihrer Häuser in Frankreich. Vor allem war es jedoch den guten Patribus darum zu thun, daß jene Pyramide, welche man nur die Schandsäule der Societät Jesu nannte, weil sie den Antheil derselben an dem Mordversuch Chatels beurfundete, niedergeworfen würde, denn so lange sie stand, konnten sie sich noch immer nicht als vollständig restituirt betrachten, und somit drang der Pater Beichtvater Tag und Nacht in den König, Befehl zum Umsturz derselben zu geben. Lange Zeit willigte Heinrich IV. nicht ein, und noch weniger that dieß das Parlament von Paris, welches seiner Zeit die Errichtung des Monumentes befohlen hatte;

da endlich, im Mai 1606, ließ sich der vom Orden Jesu gewonnene Staatsrath dazu bewegen, ein Gutachten zu Gunsten des besagten Ordens abzugeben, und nun ertheilte Heinrich die Erlaubniß zur Entfernung der Säule. Dieß sollte jedoch zur Nachtzeit geschehen, weil man fürchtete, das Volk von Paris könnte sich der Maßregel gewaltsam widersetzen. Allein Pater Cotton rief: „Heinrich IV. ist kein König der Finsterniß, sondern des Lichts!“ und brachte den Monarchen durch dieses Wort dahin, daß er Befehl gab, die Niederreißung bei hellem Tage unter Assistenz einer starken bewaffneten Macht vorzunehmen. Es geschah, und wer hatte nun mehr Ursache zu triumphiren, als die noch vor kurzem so viel geschmähten Söhne Loyola's, deren Ruhm dadurch einen neuen Glorienschein bekam? Unter solchen Umständen nun hätte man glauben sollen, daß es ihnen an nichts so sehr werde gelegen gewesen sein, als daran, das Leben eines Monarchen, der sich ihnen so überaus gültig erwies, mit Argusaugen zu hüten; allein die Jesuiten handelten gerade umgekehrt und hatten von ihrem Standpunkt aus ihre guten Gründe dafür. Nachdem nehmlich König Heinrich IV. sein Reich im Innern pacificirt und gestärkt hatte, faßte er die äußere Politik in's Auge und fand sofort aus, daß Frankreich im Rathe der Nationen viel zu wenig zu sagen habe. War doch damals die Macht des spanisch-österreichischen Hauses eine überwältigende, vor der sich das ganze übrige Europa demüthig beugen mußte! Somit entwarf er den Plan, diese Uebermacht, zur Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichts, mit Gewalt der Waffen zu brechen, und zu diesem Behufe schloß er mit den meisten übrigen Staaten Europa's, insbesondere mit den protestantischen Fürstenthümern Deutschlands, sowie mit England und den Niederlanden ein Schutz- und Trutzbündniß. In aller Stille wurden sofort große Armeen ausgerüstet und im Sommer 1610 sollte der Feldzug bei Gelegenheit des Jülich'schen Erbfolgestreits mit aller Macht auf zwei Seiten zumal eröffnet werden. Auch durften die Verbündeten alle Hoffnung hegen, den Sieg davon zu tragen, indem weder Spanien noch Oestreich Zeit gefunden hatten, sich gehörig zu rüsten, und somit herrschte bei ihnen großer Jubel, während in Madrid und Wien die frühere stolze Zuversicht einer düsteren Hoffnungslosigkeit Platz zu machen anfing. Nur ein Wunder

konnte diesmal das Haus Habsburg retten, und Wunder geschahen schon lange keine mehr. Dennoch aber hatten Philipp II. von Spanien und Rudolph II. von Oestreich keine Ursache zur Verzweiflung, denn die Jesuiten, ihre großen Freunde, lebten ja noch und ihnen war es ein leichtes, wo rechtliche Mittel nicht mehr ausreichten, durch ein kleines Verbrechen nachzuhelfen. Was brauchte es denn in dem jezigen Fall weiter, als den Mann aus dem Wege zu räumen, welcher das Haupt der ganzen Unternehmung war? Den König und Feldherrn, welcher dem ganzen Körper der Coalition Seele einhauchte und ohne welchen die verbündeten Staaten und Stäätchen in ihre alte Null zurückfielen? Ich meine den König Heinrich IV. von Frankreich, den genialen Schöpfer des Plans von der allgemeinen christlichen Republik! Und sonderbar — seitdem etwas von diesem großartigen Plan in der Welt verlautete, erhielt Heinrich IV. fast tagtäglich Winke von Verschwörungen, die gegen ihn im Werke seien, und andererseits entstand in ihm selbst eine Art von fatalistischer Angst, daß man ihm an's Leben gehen werde. Ja, diese Angst verließ ihn bald Tag und Nacht nicht mehr, und hundertmal sagte er zu seinem vertrauten Minister, dem Herzog von Sully: „Freund, ich werde nicht in's Feld ziehen, denn sie werden mich hier ermorden!“ Sein Ahnungsvermögen täuschte ihn aber auch nicht, wie wir jetzt sogleich sehen werden.

Am 14. Mai 1610 verließ Heinrich IV. Mittags 4 Uhr den Palast des Louvre, um dem kranken Sully einen Besuch abzustatten und zugleich Abschied von ihm zu nehmen, da er sich den Tag darauf an die Spitze der Armee stellen wollte. Er befand sich in einer Kutsche, die von allen Seiten offen war, und neben ihm saß der Herzog von Epervon, während der Marquis von Mirabeau und Herr Düpleffis von Biancourt sein Gegenüber bildeten. Die Sitze in den Bänken der beiden Kutschenschläge — die Staatskarossen damaliger Zeit hatten eine andere Gestalt, als die der jezigen — wurden rechts von den Marschällen von Lavardin und von Roquelaure, links vom Herzog von Montbazon und dem Marquis de la Force eingenommen, und man kann also mit Recht sagen, daß der König sich unter ganz gutem Schutze befand, wenn auch die Garden, welche sonst die königliche Equipage begleiteten, für diesmal, um alles Gepränge zu vermeiden, zurück-

geschickt worden waren. In der ziemlich engen Straße de la Ferronnerie angekommen wurde die Kutsche ein wenig aufgehalten, indem einige Lastwagen den Weg versperrten, und der König neigte sich sofort zu dem Marschall von Lavardin, diesen fragend, was es gebe. In diesem Augenblicke trat aus der gaffend dastehenden Menge ein Mensch hervor und näherte sich, als wollte er den König besser zu Gesicht bekommen, schnell der Chaise; so wie er aber nahe genug gekommen war, schwang er sich blickschnell auf das rechte Hinterrad, riß ein scharfes Messer hervor und stieß damit zweimal nach der Brust des Monarchen. Der erste Stoß glitt an einer Rippe ab, der zweite dagegen traf mitten durch's Herz und alsbald sank der Monarch, während das Blut sich in Strömen ergoß, dem Herzog von Epemon todt in die Arme. Der Mörder versuchte zu entfliehen, doch vergeblich. Man faßte ihn vielmehr, noch ehe er Zeit bekommen hatte, das blutige Messer wegzuworfen, und übergab ihn dem Großprofoszen, der ihn in die Conciergerie brachte. Den Augenblick darauf, noch ehe der blutige Leichnam des ermordeten Regenten kalt geworden war, versammelte die nun zur Wittwe gewordene Königin, jene oben berührte Maria von Medicis, die große Freundin der Jesuiten, das Parlament, nicht aber damit dasselbe sofort, wie man hätte erwarten sollen, die Untersuchung gegen den Mörder beginne, sondern damit es, weil der Sohn des Todten, der nachherige Ludwig XIII., damals erst neun Jahre zählte, sie, die Königin-Wittwe, zur Vormünderin und Regentin ernenne. Dieß allein lag ihr am Herzen — ihr und ihren Freunden, den Jesuiten, sowie ihrem geheimen Liebling und Liebhaber Concini, dem Werkzeug der Söhne Loyola's, welchen sie nachmals zum Marquis und Marschall d'Ancre machte. Es gelang ihr auch wirklich, mit ihrem Ansinnen durchzubringen, und nun erst, am 17. Mai, also drei Tage nach dem vollbrachten Mord, wurde der Glende, der die That begangen, vor die Schranken des Parlaments gebracht. Er erklärte, er heiße Franz Navailles, sei anno 1578 zu Angoulême geboren, woselbst er seit mehreren Jahren schon als Lehrer wirke. Die Tödtung des Königs habe er längst beschloffen, und zwar deswegen, weil dieser der ärgste Feind des Katholicismus gewesen und sich sogar mit den Feinden der Kirche, den kezerischen Protestanten, in ein Bündniß eingelassen.

Einen solchen Regenten zu ermorden, sei, so habe man ihn gelehrt, nicht bloß erlaubt, sondern sogar ein hochverdienstliches Werk, und deswegen würde er seine That, wenn er die Gelegenheit dazu hätte, gleich noch einmal begehen. Mitschuldige übrigens im eigentlichen Sinn des Worts besitze er keine und könne deshalb auch keinen verrathen. Dabei blieb er, selbst als man ihn auf die Folter brachte, und nur das setzte er noch hinzu, daß er sein Vorhaben dem Pater Aubigny kurz vor der Ausführung desselben gebeichtet und von diesem Absolution dafür erhalten habe.

Also Mitschuldige, das heißt unmittelbar Mitschuldige, sagte er, habe er keine und außer dem Pater Aubigny sogar keine Mitwissende; allein diese Behauptung war nothwendigerweise eine Lüge, denn die Feinde Heinrich's IV. hatten schon eine geraume Zeit vor dem Morde genaue Kenntniß davon, daß derselbe erfolgen werde. So ist erwiesen, daß schon vierzehn Tage vorher in Madrid, Mailand, Antwerpen, Douai, Arras, Brüssel, Mecheln und Prag, wo bekanntlich die Jesuiten allmächtig waren, mit großer Bestimmtheit von dem nahen Tode Heinrich's gesprochen wurde, und es erhielten z. B. mehrere Personen in Rouen Briefe von Brüssel, worin man um näheren Bericht über diesen Mord bat, während doch damals der König noch lebte. So reiste acht Tage vor dem Mord ein Kurier durch Lüttich und sagte aus, er bringe den deutschen Fürsten die Zeitung, daß der König von Frankreich todt sei. So fand man auf dem Altar der Hauptkirche von Montargis einen Zettel des Inhalts, daß dem Leben des Königs bald durch einen Waghals ein Ende gemacht werden würde, und der Pater Lagona in Neapel verkündete dessen Tod öffentlich von der Kanzel herab. So entführen dem Prevot oder Stadtrichter von Poitiers, welche Stadt zwei Tagreisen von Paris entfernt liegt, genau in derselben Stunde, in welcher Heinrich ermordet wurde, beim Kegelspiele in größerer Gesellschaft die Worte: „Entweder ist der König schon todt, oder stirbt er eben jetzt,“ und als man ihn später verhaftete, um ihn, der zwei Söhne unter den Jesuiten hatte, zu inquiren, so erdrotselte er sich sofort mit seinem Hosensbande. So erhielt ein Herr Target in Paris ein Schreiben aus Herzogenbusch, worin ihm fünfzehn Tage vor des Königs Tod angezeigt wurde, daß man in dieser Stadt fast mit jeder Stunde Nachricht von irgend einer

bevorstehenden großen Begebenheit in Frankreich erwarte, so wie auch daß man in allen der östereichischen Herrschaft unterworfenen Gebieten Belgiens Tag und Nacht Gebete anstelle, um ein wichtiges Vorhaben zur erwünschten Ausführung zu bringen. So sagten sich's in Köln am Rhein die Spanier, so dort in Besatzung lagen, schon ganz im Anfang Mai ins Ohr, daß Heinrich bald aus der Welt geschafft werden würde, und in Mästricht setzte man noch hinzu, daß dann der rechte Zeitpunkt da sei, statt eines Bourbonen den König von Spanien auf den Thron von Frankreich zu setzen. Kurz im Kreise der guten Katholiken, so wie besonders in den Städten, in welchen sich jesuitische Collegien befanden, war schon mehrere Wochen vor dem Tode Heinrich's die Nachricht von seiner bevorstehenden Ermordung verbreitet und wie hätte nun dieß sein können, wenn Ravaiillac keinen Mitschuldigen gehabt, wenn keine Verschwörung zu diesem Mord bestanden haben würde? Wer aber, so frage ich weiter, waren diese Mitschuldigen? Der Verdacht fiel sogleich auf die Jesuiten, und zwar mit größtem Rechte, denn nur diese, als die Freunde des spanischen Hofes und des Hauses Habsburg hatten ein besonderes Interesse dabei, daß Heinrich gerade jetzt aus dem Leben scheide, wie ich weiter oben gezeigt habe; etwas ganz Genaues über die Einzelheiten der Verschwörung kam aber nie zu Tag, weil durch den Einfluß der Königin Regentin, der großen Beschützerin des Ordens Jesu, die Untersuchung gegen Ravaiillac mit einer Nachlässigkeit, Oberflächlichkeit und Partheilichkeit geführt wurde, die in Frankreich bis jetzt unerhört war. Es scheint, man fürchtete sich ordentlich, die Mitschuldigen zu entdecken und deswegen hütete man sich gar wohl, diejenigen zu vernehmen, welche etwas Näheres hätten aussagen können. Ja Einige, wie den ehemaligen Gardelapitän Du-Jardin und die Madame Coman, die frühere Kammerfrau der Marquise von Vermeuil, welche beide durch besondere Umstände mit Ravaiillac bekannt geworden waren und genau wußten, von wem derselbe in der letzten Zeit berathen worden sei, beseitigte man sogar so lange, bis der Proceß zu Ende war, und schaffte sie dann über die Gränzen des Landes. Ueberdem — strafte man etwa den Pater Aubigny, der doch um das Verbrechen gewußt und es nicht zur Anzeige gebracht hatte? O nein, sondern man begnügte sich mit seiner Erklärung, er könne sich nicht mehr

erinnern, daß ihm Kavailiac etwas anvertraut habe, denn er sei von Gott mit der Eigenschaft begnadet, Beichtgeheimnisse gleich auf der Stelle wieder zu vergessen. Kurz man wollte nichts Näheres erfahren und erfuhr auch wirklich nichts, indem die Parlamentsmitglieder einer höheren Weisung folgend von jeder genauen Untersuchung abstanden; daß aber Kavailiac selbst standhaft blieb, dafür sorgte der Pater Cotton, der berühmte Hofbeichtiger, welcher denselben oftmals in seinem Gefängnisse besuchte. So war denn Franz Kavailiac der Einzige, der zum Tode — zu demselben furchtbar grausamen Tode, welchen Pierre Chatel erlitten hatte — verurtheilt wurde und dieses Urtheil vollzog man an ihm am 27. Mai 1610; die wahrhaft Schuldigen aber, sie, welche den Glenden zu dem rasenden Entschluß gebracht, rieben sich vergnügt die Hände, denn sie hatten erreicht, was sie hatten erreichen wollen.

Mit dem Antritt der Regentschaft nämlich änderte Maria, die Königin-Wittwe, sogleich das ganze Regierungssystem; das heißt sie sagte sich von der durch ihren verstorbenen Gemahl gegründeten Coalition los und verwandelte die bisher gegen Spanien beobachtete Feindschaft in eine äußerst weitgehende Freundschaft. Ja, um dem neuen Bündniß die Krone aufzusetzen, verlobte sie ihren Sohn, den minderjährigen Ludwig XIII. mit der Infantin Anna so wie ihre Tochter Elisabeth mit dem Prinzen von Asturien, und — — was konnten nun die Jesuiten noch mehr verlangen? Freilich konnte kein vernünftiger Mensch darüber im Zweifel sein, daß ein solches Bündniß dem Vortheil Frankreichs geradezu entgegengesetzt sei, und eben so klar war, daß es in Folge desselben bald wieder zu inneren Kämpfen mit den Hugenotten, die bisher unter Heinrich IV. den Schutz der Gesetze genießend ruhig und friedlich gelebt hatten, kommen würde; aber alles dieß kümmerte die Königin Regentin nicht, da sie von Hause aus zu den bigottesten Damen ihrer Zeit gehörte, und eben deswegen hörte sie auch während ihrer ganzen Regierungsperiode nie auf, das zu thun, was die Söhne Loyola's ihr einflüsternten. Auch unter Ludwig XIII. behielten die Jesuiten die Oberherrschaft am Hofe bei, wenigstens im Anfang seiner Regierung, wie dieß schon daraus hervorgeht, daß seine Beichtväter, die Patres Cotton, Arnoux, Seguiran, Suffran und Caussin, sämmtlich Jesuiten waren, und eben diese ihre Allge-

walt hatte zur Folge, daß im Jahr 1621 der längst gefürchtete Religionskrieg mit den Hugenotten wirklich ausbrach. Doch ward er bereits das Jahr darauf beendigt und zwar so, daß die Protestanten ihre, ihnen durch das Edikt von Nantes garantirte Religionsfreiheit wieder erhielten. Sie durften von nun an wieder protestantisch „glauben“, protestantisch „predigen hören“, protestantisch „beichten“; dagegen aber brachten es die Söhne Loyola's so weit, daß man keinem Hugenotten mehr einen Staatsdienst gab, daß man keinen in der Armee beförderte, daß man jedem die Aussicht nahm, sein Glück in Frankreich zu machen. So wurden unter Ludwig XIII. eine Menge von Protestanten ins Lager der Katholiken hinübergetrieben, denn selbst der Herzog von Richelieu, welcher von anno 1624 an des Königs erster Minister wurde, befolgte hierin den Rath der Jesuiten, obwohl er ihnen in sonstigen politischen Fragen sehr scharf in die Quere trat. Er nahm nämlich den Plan Heinrichs IV., das Habsburgische Haus um jeden Preis zu demüthigen, sogleich wieder auf und stellte sich daher während des dreißigjährigen Kriegs auf Seiten Schwedens und der Protestanten. Auch ward diese seine Politik vom besten Erfolge gekrönt, indem Frankreich am Schluß des Kriegs weit größer und mächtiger dastand, wie zuvor, während Spanien und Oesterreich sich total erschöpft hatten und von nun an unfähig waren, die frühere Prinzipatsrolle über Europa fortzuspielen. Er selbst erlebte übrigens diese Freude nicht mehr, und ebensowenig der König Ludwig XIII. Beide waren vielmehr schon mehrere Jahre zuvor, der erste anno 1642, der zweite anno 1643, verstorben und an ihrer Statt regierte nun Ludwig XIV., welchen Viele den Großen heißen, obwohl er diesen Titel nicht verdiente. In so fern aber erwies er sich doch als groß, daß er die Politik Richelieus auch zu der seinigen machte und vom Beginn seiner Regierung an auf nichts anderes ausgieng, als Spanien und Oesterreich noch mehr zu schwächen, noch mehr zu demüthigen, als sie es ohnehin schon waren. Da gieng dem Orden Jesu auf einmal ein Licht auf, das Licht nämlich, daß mit dem Habsburgischen Haus, welches total im Krebsgang begriffen war, die Idee einer christlichen Universalmonarchie unmöglich realisirt werden könne, sondern daß diese Rolle vielmehr Frankreich gebühre, und darum verließen sie jetzt urplötzlich die

Fahnen Oesterreichs und Spaniens, um sich dem allerschristlichsten König Ludwig XIV. total in die Arme zu werfen. Ihm wollten sie dienen fortan mit der Aufbietung aller ihrer Kräfte, seine Interessen wollten sie verfechten, als wären es die ihrigen, aber natürlich nur unter der Bedingung, daß er ihnen seine volle Gunst zuweise und ihren Rathschlägen stets Gehorsam leiste. Der Vertrag kam zu Stande und wurde von beiden Seiten getreulich gehalten, von Ludwig XIV. übrigens erst von der Zeit an, als er anfieng älter zu werden. Von dieser Zeit an übrigens beherrschten ihn die Jesuiten vollständig und zwar einmal durch den königlichen Beichtvater, den Pater La Chaise so wie durch dessen Nachfolger, den Pater Le-Tellier, und zweitens durch die königliche Geliebte, die Frau von Maintenon, deren Herz keinen andern Pulsschlag hatte, als einen jesuitischen. Ich könnte nun eine lange Geschichte schreiben von den furchtbaren Folgen dieser Herrschaft der Söhne Loyola's, eine Herrschaft, die wirklich eine ausschließliche genannt werden konnte; allein ich verweise den Leser auf die allgemeine Weltgeschichte, in welcher das Unheil, das die Regierungszeit Ludwigs XIV. über Frankreich und ganz Europa brachte, mit gesperrter Schrift verzeichnet ist. Das Einzige dagegen kann ich nicht verschweigen, daß die Söhne Loyola's ihre Allgewalt vor allem auch dazu mißbrauchten, um den König das Edict von Nantes widerrufen zu lassen, damit seine sämtlichen protestantischen Unterthanen in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückgebracht werden könnten. Ein Schreckensschrei gieng damals durch ganz Frankreich, ja über Frankreich hinaus bis nach Savoyen, dessen Herzog alles that, was ihm Ludwig XIV. befahl, und von einem ganzen Heer von Henkern und Soldaten — meistens Dragonern, daher der Ausdruck „Dragonaden“ — begleitet, begannen die Söhne Loyola's die Ausrottung des verhassten Ketzerthums. Sie wurde auch wirklich vollendet, diese Ausrottung, aber nur mit Hinopferung von Hunderttausenden, die lieber in den Tod als in die Messe giengen — nur mit dem Verlust von andern Hunderttausenden, welchen es gelang, in Verkleidungen aller Art und mit Zurücklassung fast all' ihrer Habe über die Gränzen zu entkommen. Doch stille von diesen Scheußlichkeiten, die selbst von den im dreißigjährigen Krieg begangenen nicht übertroffen wurden; stille

von ihnen, denn überall, wo der Orden Jesu allmächtig war, hat er sich durch ähnliche Unthaten unsterblich gemacht.

Auch unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans — nach dem Tode Ludwigs XIV. anno 1715 war dessen Urenkel und Nachfolger Ludwig XV. erst fünf Jahre alt und der Herzog von Orleans übernahm daher als erster Prinz von Geblüt die vormundschaftliche Regierung — blieben die Jesuiten allmächtig in Frankreich, denn der erste Günstling und Minister des Regenten, der berühmte Cardinal Dubois, war ihr erklärter Freund, weil sie ihm den Cardinalshut verschafft hatten, und verhalf ihnen deshalb auch in ihren damaligen Streitigkeiten mit den Jansenisten zum Siege. Eine noch größere Gunst genossen die Söhne Loyola's nach dem Aufhören der vormundschaftlichen Regierung unter Ludwig XV. und es ist bekannt, welchen großen Einfluß der königliche Beichtvater, der Pater Claude Bertrand Taschereau de Lignieres, auf den Monarchen ausübte. Ueberdem besaßen sie das Herz des Cardinals Fleury, welcher als erster Minister Ludwigs Frankreich bis zum Jahr 1743 fast unumschränkt beherrschte, und es schien also nicht, daß ihre Macht, so lange Ludwig XV. auf dem Throne saß, je erschüttert werden könnte. Dennoch kam es so und zwar durch den Einfluß eines Weibes, der Marquise von Pompadour, welche seit dem Jahr 1745 die so viel wie allmächtige Mätresse des Monarchen geworden war. Zu jener Zeit nämlich, also in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, standen sich in Paris, sowie überhaupt in ganz Frankreich, zwei mächtige Partheien gegenüber, die Jansenisten und Molinisten, und beide bekämpften sich, wie ich schon im vorigen Buche zeigte, auf Tod und Leben. Jedem Freidenkenden wird dieser Kampf als ein lächerlicher vorkommen, weil es sich im Ganzen nur um geringere Abweichungen in Glaubenssachen handelte; allein die Jesuiten setzten einmal ihr Alles daran, um die Jansenisten zu Tode zu hegen, und somit brachten sie ihren Freund, den Erzbischof von Paris, Christoph von Beaumont dazu, daß er allen seinen Geistlichen verbot, den Sterbenden und Kranken, welche sich nicht unbedingt gegen den Jansenismus erklärten, das heilige Abendmahl und die letzte Delung zu reichen. Nun dachte aber die Pompadur jansenistisch und demgemäß bewog sie den König, daß er einen

gerade entgegengesetzten Befehl ergehen ließ. Ueberdem wurde der Erzbischof als ein eigenmächtiger Rebelle nach Conflanz verbannt und jedem seiner Collegen, der fortfahre zu ihm zu halten, mit gleicher Strafe gedroht. Daraufhin mischte sich auch das Parlament in den Streit und am Ende entstand ein solch gewaltiger Durcheinander, daß man alle Augenblicke fürchten mußte, es könnte daraus eine vollständige Auflösung der bestehenden Ordnung der Dinge hervorgehen. Am allerschäftigsten aber erwiesen sich hiebei die Söhne Loyola's und sie legten in Wort und Schrift einen solch' grandiosen Haß gegen den ihnen — wie sie sagten — abtrünnig gewordenen König zu Tag, daß man sich über ihre Frechheit nicht genug wundern konnte. Da drang plötzlich mitten durch diese furchtbare Verwirrung das Geschrei, daß Ludwig XV. von einem Meuchelmörder getroffen worden sei, und nun bemächtigte sich Aller, die es gut mit Frankreich meinten, eine gränzenlose Bestürzung.

Es war den 5. Januar 1757, den Tag vor den drei Königen, Abends gegen sieben Uhr im Schloß von Versailles. Der König wollte mit dem Dauphin nach Trianon fahren, um daselbst zu Nacht zu speisen, und eine Compagnie der Garde erhielt also Befehl, die Chaise zu begleiten. Alles war parat und man sah jetzt den Monarchen, wie er gegen das Portal herauskam, gefolgt von einer Schaar Höflinge, worunter der Marschall Richelieu, der Kanzler Lamoignon und der Sigelbewahrer Machault. Am Schlage der Kutsche hielt der Herzog von Ayen, Kapitän im Dienst, und die Garde präsentirte das Gewehr, als der Monarch auf die Chaise zuschritt. Bemerk't muß übrigens werden, daß die Beleuchtung trotz der Dunkelheit des Abends eine sehr schlechte war, denn sie bestand aus einigen wenigen Lichtern, welche ein halb Duzend Bediente trugen, und so bemerkte man es denn nicht, wie sich in dem Augenblick, wo die Majestät den Kutschenschlag erreichte, ein Mann ganz geräuschlos mitten durch die Gardien unter die Schaaren der Höflinge, welche den König umgaben, mischte. Plötzlich fühlte der Monarch einen Stich auf der Brust und wie er sofort mit der Hand dahin fuhr, entdeckte er, daß diese sich vom Blut roth färbte. Rasch drehte er sich und da er bei dieser Drehung den Mann, der ihn gestochen, hart vor sich sah, so schrie er laut: „Faßt den Mörder!“ Es geschah im Momente und man schleppte den Glenden,

der seine That augenblicklich eingestand, in ein Gemach des Erdgeschosses, den sogenannten Saal der Garden, wo man ihn genau untersuchte. Man fand aber nichts bei ihm als dreißig schwere Goldstücke, ein Gebetbuch und ein scharfes Messer mit zwei Klingen. Drauf übergab man ihn dem schnell herbeigeeilten Großprofossen und dieser brachte ihn in dasselbe Gefängniß, in welchem die früheren Königsmörder auch gefessen. Während nun dieß geschah, verbreitete sich das Gerücht, der König sei verwundet oder gar ermordet, mit Blitzesschnelle durch die ganze Stadt und es entstand dadurch, wie man sich denken kann, die größte Aufregung. Noch größer aber war die Aufregung am Hofe, denn man glaubte im Anfang, die Wunde des Königs, der sich sofort nach dem Mordangriff in seine Gemächer zurückbegab, sei gefährlich und es könne also zu einem Thronwechsel kommen. Schon jubilirte die Parthei des Dauphin, bei welcher die Jesuiten den Ton angaben, und eben diese letzteren waren es, welche den Thronerben sogar so weit brachten, daß er der Frau von Pompadour Befehl erteilte, augenblicklich Versailles und den Hof zu verlassen. Indessen stellte es sich gar bald heraus, daß es mit der Gefährlichkeit der Verwundung nicht weit her sei und in der That konnte der König schon nach wenigen Tagen als völlig in der Genesung begriffen, betrachtet werden. So wie aber dieß die Frau von Pompadour erfuhr, kehrte sie triumphirend an den Hof zurück und die Art und Weise, wie sie der König aufnahm, klärte jedermann darüber auf, daß sie an Macht und Einfluß noch nicht das geringste verloren habe. Doch — zurück jetzt zu dem Mörder!

Die Untersuchung, die sofort gegen denselben eingeleitet wurde, zeigte, daß er Robert Franz Damiens hieß, zweiundvierzig Jahre alt war und das Dörfchen Tieuloy bei Arras in der Grafschaft Artois seine Geburtsstätte nannte. Sein Vater war Pächter gewesen, hatte aber Banquerott gemacht und so wurde auf die Erziehung des Jungen nicht viel verwandt. Man war vielmehr elterlicherseits froh, wie man ihn als Küchejungen in dem Jesuitencollegium zu Arras untergebracht hatte, und überließ ihn von da an ganz sich selbst und seinem Glückstern. Letzterer aber scheint ihm nicht besonders günstig geleuchtet zu haben, denn er brachte es nicht weiter als zum Koch, und, wie er später von Arras fortging,

zum Saquaien bei verschiedenen Herren und in verschiedenen Städten. Auch zeichnete er sich keineswegs durch einen soliden Lebenswandel aus, obwohl er durch die Söhne Loyola's zum bigottesten Fanatismus hererzogen worden war, sondern er fröhnte vielmehr der gemeinsten Liederlichkeit und auch das Laster des Diebstahls kannte er sehr genau. Dieß hinderte jedoch die Jesuiten nicht, ihn so oft er brodlos geworden war — und dieß kam nicht selten vor — zu unterstützen und zwei Jahre vor dem Attentat stellten sie ihn gar wieder, wie früher in Urras, so nun in Paris als Koch in ihrem Collegium an. Dießmal übrigens nur auf kurze Zeit, denn gleich nachher trat er, von ihnen empfohlen, wieder bei einer Herrschaft als Bedienter ein und blieb bei dieser bis wenige Wochen vor dem Attentate. Mehr konnte man von seinem früheren Leben nicht ermitteln, allein reicht es nicht hin, um nothwendigerweise auf den Gedanken geleitet zu werden, daß der Mörder nichts anderes gewesen sei, als ein Werkzeug in den Händen des Ordens Jesu? Allerdings läugnete er selbst, Mitschuldige gehabt zu haben, und dabei blieb er auch, als man ihn auf die Folter legte. Das dagegen gestand er, daß er acht Tage vor der That einem Pater Jesuiten sein ganzes Vorhaben gebeichtet und von demselben Absolution empfangen habe. Ueberdem gab es der Anzeichen sonst noch viele, welche nur zu deutlich darauf hinwiesen, daß die Söhne Loyola's es waren, welche den fanatischen Menschen dazu trieben, den Mordversuch zu wagen, sowie daß sie jedenfalls von dessen Absichten genaue Kenntniß hatten. Oder wie? Wurde nicht am fünften Januar Abends acht Uhr ein Kutscher, der eben von Versailles kommend über die Königsbrücke in Paris fuhr, von zwei Herren, die, wie er deutlich sah, unter ihren Mänteln den Jesuitenhabit trugen, befragt, ob sich in Versailles nichts Neues zugetragen habe, und flüsterte nicht, als der Kutscher erwiderte, daß er nichts Neues wisse, der eine der Herren dem andern zu: „also ist der Streich mißlungen?“ Schrieb nicht am 31. Dezember 1756 eine Schustersfrau von Paris, Namens Margarethe Lepin, welche einen Sohn im Jesuitencollegium hatte, an einen Verwandten nach Langest, daß sie ihm am nächsten 6. Januar eine Neuigkeit melden werde, von der es ihm jetzt noch nicht träume? Hörte nicht der Schatzmeister von England, Herr de la Boissière, in Calais in einer Gesell-

schaft, in welcher sehr heftig über die gegenwärtige Lage Frankreichs gestritten wurde, einen Pater vom Orden Jesu ausrufen: „Der König möge sich in Acht nehmen, denn es lassen sich immer noch Ravailles finden?“ Entführen nicht dem Reichtvater der Königin, dem polnischen Jesuitenpater Brigantseky — die Königin Marie Leszinska war eine Tochter des polnischen Königs Stanislaus —, gegenüber dem Grafen Zalusky, dem Großreferendar von Polen, nur wenige Tage vor dem Attentate die Worte: „Die Pompadour werde am längsten geherrscht haben, wenn alles so gehe, wie es gehen solle?“ Kurz der Anzeichen der jesuitischen Urheber- und jedenfalls Mitwissenschaft gab es genug und das Volk von Paris nannte sie daher frischweg die Urheber der That. Ja es rottete sich sogar vor ihrem Collegium zusammen, um es mit allen seinen Insassen im Feuer aufgehen zu lassen, und letzteres wäre auch ganz sicher geschehen, wenn man nicht die Haufen durch bewaffnete Mannschaft zerstreut hätte. Weil aber dennoch keine ganz bestimmten Beweise vorlagen, so meinte der erste Präsident des Gerichtshofs, mit Namen Maupeou, welcher den Jesuiten sehr wohl wollte, es hieße den Prozeß nur unnöthig verlängern, wenn man all' den kleinen Neben Umständen nachfragte, und da die Mehrzahl der Richter ihm beistimmte, so begnügte man sich mit einer einzigen Verurtheilung, das ist mit der des Attentäters Robert Franz Damiens. Freilich konnte man sich hiebei nicht verhehlen, daß eine solche Genügsamkeit der öffentlichen Meinung durchaus nicht convenire, allein dieser konnte man ja auf eine andere Weise Rechnung tragen, nemlich dadurch, daß man die Hinrichtung des Verurtheilten zu einem recht außerordentlichen und großartigen Schauspiel stempelte. Und das that man denn auch — ja man that noch mehr, denn man ersann Martern, die man bisher nicht gekannt hatte, und vollzog diese Martern mit einer so furchtbar wilden Grausamkeit, daß es Einem ordentlich graußt, wenn man sie nur liest. Ich will's daher kurz machen. Am 28. März um halb fünf Uhr holte man den Damiens aus dem Gefängnisse und schleppte ihn auf das auf dem Grèveplatz errichtete Schaffot. Dort zog man ihn nackt aus und band ihn mit eisernen Ketten an einen Pfahl, der sich inmitten des Schaffots erhob. Nun umband man ihm die Hand, mit der er das Verbrechen begangen, mit Schwefel, und hielt sie so lange über ein

glühendes Becken, bis sie vollständig verschmort und verkohlt war. Drauf riß man ihm mit glühenden Zangen aus der Brust, den Armen und den Beinen ganze Stücke Fleisch aus und goß in die Wunden siedendes Del nebst geschmolzenem Blei und brennendem Pech. Endlich spannte man vier Rosse an seine Arme und Beine, ließ dieselben langsam anziehen und riß so den Körper in vier Stücke; zu der ganzen scheußlichen Abschachtung aber brauchte man volle drei Stunden und während dieser vollen drei Stunden lebte der Unselige, dann erst nach der beendeten Viertelheilung verlor er das Bewußtsein — erst jetzt athmete er sein Dasein aus.

Durch die Gräßlichkeit der Hinrichtung des Mörders fühlten sich die Pariser zufrieden gestellt, und sie fiengen an zu vergessen, daß man unbegreiflicher Weise den Mitschuldigen desselben durch die Finger gesehen habe. Nicht dasselbe aber war der Fall bei der Frau von Pompadour, sondern sie fühlte in ihrem Innern einen grimmigen Zorn über die, welche damals, als der König verwundet wurde, ihre Ausweisung aus Versailles durchgesetzt hatten, das ist über die Jesuiten, und ihr Herz lechzte darnach, Rache an ihnen zu üben. Wohl wissend übrigens, mit welchen gefährlichen Feinden sie es zu thun habe, beschloß sie, so vorsichtig als möglich zu Werke zu gehen und jeden Schritt vorher genauestens zu überlegen, ehe sie ihn thue. Vor allem trachtete sie darnach, kluge Verbündete zu gewinnen und zu diesem Behufe trat sie in ein sehr intimes Verhältniß zu dem Herzog von Choiseul, welchen der König auf ihren Antrieb sofort zum Premierminister machte. Dieser neue Premier aber war ein so klarsiehender und aufgeklärter Kopf und zugleich ein so kräftiger und energischer Charakter, daß man ihn bald nur den französischen Pombal nannte. Die Jesuiten hätten also alle Ursache gehabt, vor ihm auf ihrer Huth zu sein und alle ihre Kräfte zu sammeln, um der Coalition Pompadour-Choiseul begegnen zu können. Allein die außerordentliche Größe, zu der sie unter Ludwig XIV. emporgestiegen waren, hatte einen solchen Geist des Hochmuths in ihnen erzeugt, daß sie es für ganz unmöglich hielten, je im Genusse ihrer Macht gestört zu werden, und somit setzten sie jener Coalition nur Anmaßung und Trotz entgegen. Ja noch mehr, sie erlaubten es sich sogar den König in heftigen Kanzelvorträgen wegen seines Verhältnisses zur Pompadour öffentlich an-

zugreifen und zu schmähen, indem sie in ihrem Hochmuthsschwindel hofften, derselbe werde sofort ganz zerknirscht in sich gehen und seine Mätresse mit Schimpf und Spott fortjagen! Soweit kam es jedoch ganz und gar nicht, sondern der Regent faßte vielmehr jetzt einen Haß gegen den Orden Jesu und schenkte den Versicherungen seines Ministers, daß an all' dem Gezänke und an all' dem bösen Durcheinander, welches damals in Frankreich herrschte, nur allein die Jesuiten schuldig seien, den vollsten Glauben. Wie er aber einmal so weit war, fiel es der Pompadour nicht mehr schwer, ihn auch mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß es am Ende das beste wäre, wenn man die Gesellschaft Jesu gänzlich aus Frankreich austriebe, und von jetzt an wartete Choiseul nur noch auf eine schickliche Gelegenheit, um sein Vaterland von der großen Plage der schwarzen Cohorte für immer zu befreien. Sie kam auch bald, diese Gelegenheit, denn eben jetzt machte der Pater La-Valette jenen berühmten Banquerott, von dem ich schon im vierten Buche erzählt habe. Das Parlament, bei dem die Gläubiger klagten, entschied, wie der Leser sich erinnern wird, gegen die Jesuiten und verurtheilte sie zu Bezahlung der La-Valette'schen Schulden. Es entschied sich aber auch noch weiter dahin, daß eine Gesellschaft, welche solche Institutionen habe, wie die Gesellschaft Jesu, in einem wohlgeordneten Staate nicht existiren, nicht geduldet werden dürfe, und auf diesen Entscheid hin wandte sich Ludwig XV. anno 1762 an den Ordensgeneral Ricci nach Rom, um diesen zu vermögen, daß er in den Statuten der Gesellschaft, wenigstens für Frankreich, einige Verbesserungen eintreten lasse. Stolz erwiderte Ricci: „Sint ut sunt, aut non sint,“ das heißt auf deutsch: „die Jesuiten müßten bleiben, wie sie wären, oder zu existiren aufhören.“ Eine ganz ähnliche Antwort ertheilte auch der Pabst Clemens XIII., welchen der König ebenfalls um Reformirung des Ordens Jesu anging, und es ist wohl außer Zweifel, daß Beide, der Pabst wie der General, glaubten, durch eine solch hochmüthige Abweisung werde sich Ludwig XV. einschüchtern lassen. Allein die kluge Pompadour und der energische Minister Choiseul sorgten dafür, daß er sich nicht einschüchtern ließ, sondern daß er vielmehr dem Parlamente von Paris freie Hand gab, das ganze Statut des Ordens Jesu einer nochmaligen genauen Prüfung zu unterwerfen.

Es geschah und das Parlament erklärte sofort die Gesellschaft Ignatii für eine gemeinschädliche — für eine solche, deren Lehre die christliche Moral beleidige, und jedes Princip der Religion zerstöre — für eine solche, welche überall in allen Staaten die größten Unruhen erzeuge und vor der sogar die geheiligste Person des Regenten keine Sicherheit mehr genieße. „Eine derartige Societät,“ hieß es dann weiter, „könne man nicht bestehen lassen, und sie sei daher als solche für Frankreich aufzuheben; wenn aber die bisherigen Mitglieder derselben sich dahin bequerten, sofort aus dem Orden zu treten, der Verbindung mit ihrem General in Rom in Wahrheit und für immerdar zu entsagen, ihre Collegien und sonstigen Häuser dem Staat zu übergeben und von nun an vereinzelt als Privatpersonen zu leben, so sei ihnen der Aufenthalt in Frankreich auch fernerhin zu gestatten und sie könnten sogar, wenn sie schwüren, von nun an getreue Unterthanen zu sein und sich den Gesetzen des Landes zu unterwerfen, auf eine entsprechende Pension Anspruch machen.“ So entschied das Parlament, aber die Jesuiten wollten sich nicht bequemen und verweigerten den Eid. Ja sie stießen sogar die Fünf oder Sechs, welche von den übrigen Fünftausend — so hoch belief sich die Anzahl der Söhne Loyola's in Frankreich — eine Ausnahme machten und sich bereit erklärten, dem Edicte des höchsten Gerichtshofs des Landes zu gehorchen, feierlichst aus dem Orden aus, als wären dieselben abtrünnige und meineidige Frevler! Das war denn doch der Widersetzlichkeit zu viel und somit beschloß das Parlament unterm 9. März 1764 in feierlicher Sitzung und beinahe einstimmig, daß die sämtlichen Mitglieder der Societät Jesu in Zeit von einem Monat das Königreich Frankreich zu verlassen hätten; diesen Beschluß aber unterbreitete man sofort dem König zur Bestätigung und alle Welt war nun auf's höchste gespannt, was er thun würde, indem der besagte Beschluß ohne die königliche Unterschrift natürlich keine Geltung hatte. Noch hofften die Söhne Loyola's, denn sie hielten es gar nicht für möglich, daß ein Abkömmling Ludwigs XIV. in wirklichem bitteren Ernste an ihre Vernichtung denken könnte, und da sie das Herz des Dauphin total in Händen hatten, so bestürmten sie durch diesen den Regenten auf alle Weise, daß er dem Parlamentsbeschluß seine Sanction verweigere. In der That schwankte auch der

Monarch eine geraume Zeit, allein endlich im November 1764 entschied er sich doch und zwar zu Ungunsten der Societät Jesu. Er decretirte nehmlich, daß die Gesellschaft der Jesuiten von nun an in ganz Frankreich so wie in allen dem französischen Scepter unterworfenen Ländern oder Colonien nicht mehr statthaben solle, daß ferner die nicht französischen Mitglieder der Gesellschaft sofort das Land zu verlassen hätten, und daß endlich die in Frankreich geborenen nur dann in Frankreich bleiben dürften, wenn sie sich aller ihrer geistlichen Functionen begeben und für die Zukunft als Privatpersonen den Gesetzen gemäß leben würden. Also decretirte Ludwig XV. und daß seinem Decrete die strengste Folge geleistet wurde, dafür sorgte der Herzog von Choiseul, sein erster Minister und Berather.

